

Matthias Sellmann

# »Für eine Kirche, die Platz macht!« Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral<sup>1</sup>

**Kaum eine Erfahrung kennzeichnet das Erleben von kirchlicher Realität bei ihren Sympathisanten mehr als: Leere. Gottesdienste sind leer, Priesterseminare, Sozialverbände, Hörsäle bei theologischen Vorträgen. Das kränkt: Kirche muss Platz machen. Kirche packt ein. Kirche schrumpft. Das kränkt vor allem vor dem Hintergrund eines stark einsozialisierten pastoralen Raumverständnisses: Kirche ist es gewohnt, den umgebenden Raum auf sich zu beziehen und zu überprüfen, ob sie die Menschen im umgebenden Raum an sich binden kann. Der Artikel entwirft das alternative Programm einer raumgebenden statt einer raumbindenden Pastoral.**

## Die Kränkung des »Platzhabens«

Eine kurze Erzählung zum Beginn: Im Rahmen eines Routinetelefonates ging es neulich zwischen mehreren Pastoraltheologinnen und -theologen darum, wie sich diese theologische Disziplin gerade weiterentwickelt. Einer meinte: »Ich habe den Eindruck, dass sich eine neue

Unterdisziplin etablieren müsste.« Die anderen: »Wie jetzt?« Der erste: »Ja – wir haben die Pastoralpsychologie, dann die Pastoralsoziologie. Pastoralmedizin wurde diskutiert, Pastoralästhetik anfänglich erprobt.« Die anderen: »Und?« »Was wir angesichts der neuesten Entwicklungen bräuchten, wäre eine Pastoral*geographie*.«

In der Tat: Wer auf die aktuellen pastoralplanerischen Prozesse in den Diözesen und Pfarreien schaut, dem kann eines ihrer offensichtlichsten Kennzeichen kaum entgehen: dass es vornehmlich um das Handeln in der Raumdimension geht. Pastoralgeographische Kompetenzen werden aktiviert, wenn es darum geht, Pfarreiterritorien zu vergrößern; Kirchengebäude umzunutzen; die klassische Einteilung von ›territorialer‹ und ›kategorialer‹ Pastoral zu verabschieden; eine Pastoral der ›Zwischen-



**Prof. Dr. Matthias Sellmann**, geb. 1966, Theologe und Sozialwissenschaftler. Seit 2009 Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. Seit 2013 Gründungsdirektor des »Zentrum für angewandte Pastoralforschung« (ZAP). Forschungsschwerpunkte: Kirchenentwicklungsforschung, Jugend- und Citypastoral, Wissenschaftstheorie der praktischen Theologie.

räume« oder der »Orte und Gelegenheiten« zu konzipieren; oder den großen pastoralen Raum durch Netzwerkstrukturen zu modellieren. Pastoralplanung wird auch mit neuen mikro- und makrogeographischen Hilfsmitteln betrieben. Zu nennen wären etwa die Tools der lebensraumsensiblen Pastoral; oder das in manchen Diözesen eingesetzte GIS (»Geographisches Informationssystem«), eine digitale Planungsressource zum Siedlungs-, Verkehrs- und Nutzungsraum der Pfarrei; oder optimalerweise die Kombination aus beidem.

Die Raummetapher dominiert auch erkennbar viele aktuelle diözesane Leitdokumente. In Auswahl seien genannt: Hildesheim (»Lokale Kirchenentwicklung«); Berlin (»Wo Glaube Raum gewinnt«); Magdeburg (VOLK = »Vor Ort lebt Kirche«); Rottenburg-Stuttgart (»kirche-amort.de«); Essen (»nah« als prominentes Adjektiv im Zukunftsbild); Aachen (»Kirche in Rufweite«); Trier (»Netzwerkartige Kooperationsformen verankern«); Münster (»Missionarische Kirche vor Ort«); Paderborn (»Das Neue des pastoralen Raums«); Köln (»Sendungsräume«); Katholische Kirche in Oberösterreich (»Kirche im Territorium«); Bistum St. Gallen (»Eine neue Qualität der Nähe«).

Kurz: Wer im Moment professionell in der verfassten Kirche arbeitet, der hat gut damit zu tun, den pastoralen Raum neu zu denken. Man kann es auch schärfer und bedrängender sagen: Die kirchliche Realität ist davon geprägt, dass sie in vielen gesellschaftlichen Bereichen Platz machen muss und daher schlicht viel mehr Platz hat als sie das eigentlich möchte. Es ist unübersehbar, dass immer mehr kirchliche Präsenzformen von Leere geprägt sind: Kirchengebäude und Gottesdienste werden leerer; Seminare und andere Ausbildungsstätten haben viele Zimmer frei; Pfarrhäuser und Dienstwohnungen sind unbesetzt; in vielen Gemeindeheimen war frü-

her wirklich mehr los; für Gremien findet man keine Kandidaten; Jugend- und Sozialverbände suchen Mitglieder. Die gegenwärtige Kirche von heute hat viel Raum frei und muss gleichzeitig immer mehr liebgewordene Komfortzonen verlassen. »Platz machen müssen« und »Viel zu viel Platz haben« ist sicher eine empfindliche Kränkung des Christseins und der organisierten Kirche.

In dunklen Stunden wird man dabei ratlos: Es sieht so aus, als wären nach den langen fetten Jahren einer satten christlichen Kulturdominanz eben nun die anderen dran. Wenn man so will: Früher bauten wir die Kathedralen, wo alle hingingen und staunten – heute machen das Banken oder Fußballvereine. Früher haben wir die Plätze angewiesen – heute sitzen wir nur noch am Katzentisch der Gegenwartskultur. Früher ließ sich unter dem Krummstab des Bischofs gut leben – heute arbeitet man sich kirchlich zwar immer noch krumm, das echte Leben aber scheint woanders stattzufinden.<sup>2</sup>

### **»Platz machen« – deprimierend im Rahmen einer integralistischen Kirchenidee**

Die Erfahrung, im Weg zu stehen und von den Zeitgenossinnen und -genossen zum Platzmachen aufgefordert zu werden, ist vor allem deswegen kränkend, weil sie eine bestimmte Idee kirchlicher Raumdurchdringung freilegt, die zwar normativ dominant, aber nicht bewusst war. Deswegen ist es deprimierend, dass immer weniger Leute in den Sonntagsgottesdienst oder zur Pfarrgemeinderatswahl kommen, weil man als verfasste Kirche ein Raumdurchdringungsideal gelernt hatte, das unhinterfragt Geltung beansprucht hat, das aber jetzt auf das Empfindlichste irritiert wird.

Gemeint ist das Ideal, dass Kirche das ihr umliegende Territorium auf sich zu beziehen hätte, indem sie es normiert, kontrolliert und sanktioniert. Kirche, so heißt es, solle Menschen binden, indem sie ihre Verkehrsformen normiert, sei es im moralischen Sinn, sei es im soziokulturellen Sinn, sei es im schlicht mobilitätsspezifischen Sinn. Worauf man hier stößt, bezeichnet die Katholizismusforschung als die »Verkirchlichung des Christentums«. Dieser Prozess greift etwa ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts und steht in Zusammenhang mit den ohnehin in jener Zeit strukturbildenden und gesamtgesellschaftlich ablaufenden Differenzierungs- und Institutionalisierungsprozessen. Dieser Prozess kann hier nur genannt, aber nicht erklärt werden.<sup>3</sup> Die Pointe liegt in einem mehrfachen Reduktionsprozess: ›Glauben‹ und ›religiös sein‹ wird reduziert auf ›kirchlich integriert sein‹. Kirchliche Integration wird sozusagen zum Ziel und zur wichtigsten Ausdrucksgestalt von Christsein. Eine Sozialform, nämlich die der normativ-konfessionalistischen Kirchengemeinschaft, kontrolliert nun die Impulse der religiösen Selbstinterpretation. Wie in einer sich verengenden Kaskade wird Christsein erst zum religiösen System, dann zur Konfession, dann zur Moral, dann zu einer bestimmten bürgerlichen Lebensform. So wird die Verbform des Christseins zwar immer organisierbarer und profilierter und auch gesellschaftlich erwartbar – aber sie ist immer weniger in der Lage, individuelle Interpretationen, biographische Verläufe oder schlicht: heterogene Lebenswelten auszudrücken. Und: Kirche und Welt streben auseinander und profilieren sich wechselseitig aus. Als Subgesellschaft mit einem behaupteten Totalanspruch auf Sinnbestimmung und Sinnlenkung stellt sich Kirche der Welt gegenüber und will nun selber zur bestimmenden Weltreferenz werden. Kürzer: Der Kirchenbegriff be-

kommt soziale Relevanz, was er vorneuzeitlich schlicht nicht hatte.<sup>4</sup>

## Regionale Verkirchlichung des Christseins

In der konkreten Raumdimension der Pastoral kommt es im Gefolge dieser als integralistisch qualifizierbaren Ekklesiologie<sup>5</sup> zu allzu bekannten Phänomenen: Der geographische Raum wird auf den Kirchturm ausgerichtet. Es bilden sich katholische und evangelische Parallelwelten, konfessionelle Milieus, die sich dezidiert vom säkularen Raum abgrenzen und ihn oft mit Ressentiment belegen. Die Residenzpflicht des Pfarrers in der Mitte des Pfarrei-Territoriums wird neu betont. Die diözesane Baupolitik versucht, möglichst viele Kirchtürme in die Nähe, möglichst in die Sichtweite zu bekommen. Karteien werden angelegt, die die Entfernung zum Sonntagsgottesdienst als Entfernung zum rechten Glauben deuten. Mitmachkriterien werden zum Ausweis der Zugehörigkeit. Diaspora gilt als Grund für Mitleid, Hilfswerke und Spendenaufrufe. Die sich ab den 1950ern abzeichnenden Trends des häufigen Wohnortwechsels und des Tourismus werden als Gefahr angesehen, weil der Wechsel des Territoriums gefühlte Kontrollverluste mit sich bringt. Urlauberseelsorge gerät unter das Label »Mission«. Scheinbar alternativlos ist man jetzt nur noch dann katholisch, wenn man die regionale »Verkirchlichung des Christseins« mit betreibt. Man liest katholisch: Borromäusverein. Man lernt katholisch: Katholisches Schulwesen. Man arbeitet katholisch: Kolpingverein. Man singt katholisch: Kirchenchor. Man wählt katholisch: CDU-Ortsverband.

Man könnte nun sagen: Das 19. Jahrhundert ist lange her. Aber das stimmt nicht: Denn die dogmatischen Definitionen der pianischen

Epoche und die Übertragungen in das globale Kirchenrecht haben dieser Ekklesiologie eine Pfadstärke geschaffen, die bis heute reicht. Und es gibt gute Gründe für die Beobachtung, dass auch die nachkonziliar etablierte Gemeintheologie diesen offenen oder latenten Integralismus nicht prinzipiell überwinden konnte.<sup>6</sup> Das Ergebnis liegt auf der Hand: Wer sich dieser Raumidee eines verkirchlichten Christseins verpflichtet fühlt, der kann sich gegenwärtig nur als Versager vorkommen. Der hat den ihm anvertrauten Raum eben nicht verteidigen können. Der hat keine Bindungskraft. Der ist schuld daran, »dass keiner mehr kommt«, wie es dann heißt. Der muss seine Zeitgenossen als faul, oberflächlich, lax abstempeln – schon aus psychohygienischen Gründen. Der muss wie in Johannes 21 zum unerkannten Jesus am Seeufer von Tiberias sagen: »Nein, wir haben zwar die ganze Nacht gefischt – aber wir haben nichts zu essen für dich.«

### **Der »Raum als Gelegenheit« – die Chance einer neuen pastoralen Raumidee im spatial turn**

Die Rettung aus dieser Depressions- und Ressentimentspirale liegt in einer veränderten theologischen Deutung des Raumes. Hierfür gibt es Anregungen, vor allem in der Soziologie und der Systemtheorie. Diese Disziplinen können ein alternatives Raumverständnis anbieten, das in der heutigen Herausforderung der Pastoralplanung kreativ zu agieren erlaubt. Das abstrakte Denkangebot lautet, von einer integralen in eine relationale Ekklesiologie zu wechseln, von einer sektoralen in eine vektorale. Pastoralgeographisch ausgedrückt: Eine Kirche, die Platz macht, ist eine, die nicht mehr den umgebenden Raum auf sich bezieht, sondern sich auf den

Raum. Hierdurch gewinnt sie neue Relevanz, neue Ausdrucks- und mit einiger Wahrscheinlichkeit auch neue Wachstumsmöglichkeiten.<sup>7</sup>

Im Hintergrund der Überlegungen steht die These vom »spatial turn« (von space = engl. Raum; gemeint ist also eine Art großformatiger Paradigmenwechsel der Sozialtheorie hin zum Raumdenken). Eine zentrale Erkenntnis dieses Denkens im spatial turn ist die, dass Räume heute wesentlich sozial konstruiert werden.<sup>8</sup> Räume sind immer weniger rein geographische Phänomene und noch viel weniger Mobilitätseinschränkungen. Vor allem zwei Entwicklungsschübe führen zu dieser neuen Erfahrung von konstruierter Räumlichkeit: erstens der enorme Fortschritt der Verkehrsmittel – vom Billigflieger zum selbstfahrenden Automobil; zweitens der Durchbruch des Digitalen – von skype über augmented reality und Datenbrille bis hin zu 3D-Druckern. Wenn solche durchgreifenden Technikschiebe greifen, versorgen sie die bestehende Gesellschaft mit enormen Handlungsüberschüssen; und hieraufhin bilden sich neue Kulturformen und Selbstvergewisserungen. So diskutiert die gegenwärtige Systemtheorie die sogenannte »nächste Gesellschaft«. In ihr gibt es keine dominierenden Ordnungsgrößen mehr, sondern nur noch fragmentarische, selbstverantwortete Lebensräume. Einer ihrer Hauptautoren ist Dirk Baecker. Die »nächste« Architektur wird die des Labyrinthes sein, sagt er. »An jeder Ecke wird neu ausgehandelt, welche Überraschung an der nächsten Ecke zu erwarten ist.« Verhandelt wird die Position im von sich her einsehbar und gestaltbaren Netzwerk. Und das Individuum in diesem Labyrinth »spielt, wettet, lacht und ist ratlos. [...] Es vergewissert sich seiner Gruppe, träumt von seinem Platz, berechnet seine Chancen und erlebt, wie bereits die nächste Verwicklung es überfordert«<sup>9</sup>. Die Pointe eines Raumdenkens im Labyrinth ist klar: Es fehlt eine

Mitte, eine Großorientierung, eine gemeinsame Ausrichtung, eine Möglichkeit, das Labyrinth als solches zu erkennen und zu relativieren.

## **Neue Sphären – Raumstrategien in Veränderung**

Ob aber Labyrinth oder Netzwerk oder Fragment – wenn die These vom sozial konstruierten Raum zutrifft, wird immer klarer, dass sich auch religiös bestimmte Raumstrategien sehr verändern werden. Dann gibt es, um im Bild zu bleiben, keinen Kirchturm mehr, der einfach postulieren kann, er sei im Labyrinth die zentrale Kulturmarke einer weiterhin möglichen kosmischen Orientierung. Will er das sein, muss er in den sozialen Raumkonstruktionen der Leute auftauchen und sich als nützlich erweisen.

Mit anderen Worten: Raumnutzung generell wird okkasional, gelegenhetsförmig. Der neue Begriff der »Sphäre«<sup>10</sup> bringt das Plastische der Raumnutzung gut auf den Punkt: Territorien sind zugleich Wohnsphäre, Lebenssphäre, Arbeitssphäre, Durchgangssphäre, Begegnungs- und Abgrenzungssphäre, Engagementsphäre, Konsum- und Freizeitsphäre und eben auch Glaubenssphäre. Und so verändert sich auch der pastorale Raum: Er rückt mehr und mehr weg von geographischen Markern hin zu einer Wahrnehmung, welche (religiösen) Gelegenheiten für sinnvolles und erfülltes Leben und Gestalten er bietet.<sup>11</sup> Die Nutzer und Nutzerinnen von pastoralen Gelegenheitsstrukturen werden daher als aktive Subjekte modelliert. Waren sie im überkommenen integralen Raumdenken die im Nahraum zu versorgenden Gläubigen, so geraten sie nun in den Blick als aktive Ich-UnternehmerInnen; als Biographie-Konstrukteure; als anspruchsvolle religiöse Lead-User.<sup>12</sup> Für die

Planung von Pastoral entstehen damit ganz neue Herausforderungen, die aber alle getragen sind von der Idee, eine Kirche zu bilden, die sich auf den übergreifenden gemeinsamen Raum bezieht statt umgekehrt. Jetzt kommt in den Blick, wie Menschen ihren Lebensraum auch in religiöser Weise dekonstruieren und konstruieren. Jetzt wird aus dem Bindungs- und Kontrollinteresse ein Gestaltungsinteresse. Jetzt wird aus Allzuständigkeit Neugier. Jetzt werden die religiösen Konstruktionen der Leute eine nicht nur dekorative, sondern konstitutive Größe. Jetzt bindet sich Kirche an diese Konstruktionen und katalysiert damit das dauernde Lernen ihrer eigenen Tradition (GS 44). Jetzt ist der große pastorale Raum nicht mehr notwendig der leere Raum, einfach weil Kirche fehlt – sondern der gefüllte. Denn er ist der säkulare Raum aller, voller Deutungen des Lebens, voller Versuche, das Leben zu meistern, voller Haupt- und Umwege, voller Bedarf an Tipps, Idolen, Idealen und Ritualen.

Dies ist die ekklesiologische Vision einer Kirche, die Platz macht – dass sie sich selber Platz macht; dass sie sich selber nicht mehr im Weg steht mit integralen Erwartungen an sich selbst und an die Leute; dass sie aufatmet<sup>13</sup>, weil ihr der Blick in den säkularen Raum nicht mehr vor allem das eigene Fehlen zeigt, sondern die Chance einer neuen wirksamen Präsenz.

## **Das erste Ziel einer Kirche, die Platz macht: Sphären der Säkularität**

Wer den Raum nicht auf sich hin denkt, sondern sich in den Raum – wer den Raum nicht mehr versorgen will, sondern sich als Raum verfügbar macht – wer sich nicht als Zentrum denkt, sondern als Gelegenheit – der muss diesen Raum größer denken als sich selbst. Der

bekommt eine neue Bezugsgröße, von der her seine Leistungen eine neue Bedeutung erhalten. Dieser größere Umgebungsraum ist der gemeinsame, der kommunale Raum im Wortsinn. Die überraschende, eventuell auch ernüchternde Erkenntnis heißt: Eine Kirche, die Platz macht, ist als Erstes eben nicht dem selbstgeschaffenen religiösen Raum verpflichtet, sondern dem öffentlichen, gemeinsamen, dem säkularen Raum. Was Kirche als Erstes schaffen, sichern, pflegen und ausbauen will, ist gerade nicht die eigene Einflussphäre, sondern die Sphäre der Säkularität.<sup>14</sup>

Theologisch gesprochen: Das erste Ziel von Pastoral wird jetzt die Möglichkeit qualitativ hochwertiger Religionsfreiheit. Und zwar im dreifachen Sinn: als Freiheit zur Religion; als Religion in Freiheit; aber auch als Freiheit von Religion. Pastoral wird synonym zur religiös qualifizierten Stärkung der individuellen Selbstbestimmung und als Sicherung der öffentlichen Bedingungen genau für diese individuelle Selbstbestimmung. Das erste Ziel ist also eben nicht Konfession, sondern entfaltete Freiheit – auch wenn der weitere Gedankengang ergeben wird, dass dies gar keine Gegensätze sind. In diesem Verständnis bekommt Kirche also das spannende Ziel, gerade um ihrer selbst nicht sich selbst, sondern als Erstes die »Welt« zu fördern, und zwar in deren Eigenwert. »Die Welt ist das Wofür der Kirche.«<sup>15</sup> Auch wenn man dies alles erheblich systematischer auszuformulieren hätte, zeigt sich doch deutlich, dass Kirche als werdende, als *faciendum* gedacht wird, die je mehr Kirche ist, je mehr sie sich zu je treffenderer Artikulation der Gottesrede im Dienst säkularer Freiheitswerdung versteht und antreffbar macht.

Eine Kirche, die Platz macht, macht also Platz für Säkularität. Sie macht Platz für das Gemeinwohl. Sie macht Platz für Talente, für

Wachstum, für Potenzialentfaltung. Sie macht Platz für Meinungs- und Versammlungsfreiheit. Sie macht Platz für den je eigenen Reim auf das Leben. Fragte man, was man dem Bistum Essen in zehn Jahren wünscht, müsste man antworten: dass es dem Ruhrgebiet besser geht. Fragt man dies im Bistum Graz: dass es den Leuten in der Steiermark besser geht. Pastorale Leidenschaft will nicht als Erstes, dass alle in die Kirche kommen, sondern dass alle zu sich und zum Gemeinwohl kommen, zu ihrer Größe, ihrer Aufgabe, ihrer eigenen Lebensmaxime. Nicht die religiöse Rekrutierung, nicht einmal die Sicherung der eigenen Tradition steht im Vordergrund, sondern die Sicherung der Säkularität. Und genau hierdurch, durch diese Struktur gewordene Kenosis, so die an Jesus abgelesene Theorie, aktiviert sich diese Tradition neu, führt zu neuer Authentizität, zu neuer Autorität und – warum sollte dies nicht denkbar sein? – auch zu neuem organisationalem Wachstum.

### **Das originäre Angebot einer Kirche, die Platz macht: Religiöse Qualität**

Wenn das also so ist, dass die Sphären der Säkularität das erste Bewährungsziel von Pastoral sind – ist pastorales Arbeiten dann einfach eine Kopie politischer oder sozialarbeiterischer Professionalität?

Dies wäre nun wirklich zu wenig und unterböte die Sendung der Kirche erheblich. Allerdings geht es natürlich schon um die Frage, worin die zentrale Referenzgröße dieser Sendung und ihrer unzähligen Ausdrucksformen besteht. Das relationale Grundverständnis der hier vertretenen Ekklesiologie führt dann dazu, kirchliches Handeln in das Licht seines Dienstwertes für freiheitliche Selbstbestimmung

zu stellen und von hierher neu zu entdecken. Die Leitfrage, die sowohl kirchliches Handeln wie theologisches Denken neu dynamisiert, hieße dann: Was trägt die jüdisch-christliche Gottesrede, was trägt religiöse Qualität zu den zahlreichen konkreten Herausforderungen freier Selbstbestimmung und humaner Gesellschaftsgestaltung bei? Der genuin religiöse Charakter kirchlicher Beiträge wird also gerade nicht horizontalisiert und mit Sozialarbeit oder Politik gleichgeschaltet; allerdings wird er relationiert auf dieselben Fragen, auf die eben auch gute Sozialarbeit oder Politik hin ausgerichtet sind: eben auf den Nutzen für jene Sphären der Säkularität, in denen es um das geht, was alle angeht.

## Neue Pastorale Präsenzformen

Pastorale Präsenzformen bekommen mit einer solchen Relationalität eine neue Perspektive. Diese kann befremden, sie kann aber sicher auch neue Kreativität, neuen Sinn und neue Relevanzverfahren freilegen. Hier einige Beispiele zur Illustration: Wenn Beten kein Ausweis mehr sein muss für bürgerliche Wohlanständigkeit, kann es wiederentdeckt werden als Gestus freier humaner Selbstbestimmung und Selbstartikulation – und natürlich einfach als Liebesgeste in einem spirituell geführten Leben. Wenn Gott nicht mehr erhalten muss als Restgröße der letzten Rätsel der Naturwissenschaft, als Sicherheitsstütze der Biographien, als Stütze der Demokratie und der öffentlichen Moral oder als Staudamm vor dem vorgeblichen Relativismus der Postmoderne, kann er wiederentdeckt werden als das unverfügbare Gegenüber zum Menschen und zur Gesellschaft. Erste Aufgabe einer Kirche mit nicht-integralem Raumverständnis ist dann sozusagen nicht die »Erzeugung« von

Christen, sondern von Bürgern. Genauer: Ein Christsein wird gefördert, dessen erster Ausdruck es wird, Bürger und Bürgerin zu sein. Die Taufe ist dann nicht die Eintrittskarte in eine Gemeinde, sondern in eine religiös gedeutete Welt. Liturgien sind dann keine Feiern einer immer kleiner und älter werdenden Bekenntnisgemeinschaft, sondern sie sind Artikulationsgestalten für und von engagierten Biographien. Pfarrheime *haben* dann keine Gruppenräume, sondern sie *sind* Versammlungssäle. »Kirche« ist dann keine Gruppenbezeichnung, sondern eine Stellenbeschreibung. Gefirmt wird man dann nicht, um anschließend »bitte in der Gemeinde mitzumachen«, sondern gefirmt wird man – wie der Name schon sagt – um zum Beispiel eine Firma zu gründen. Das Kirchenjahr ist dann keine Ansammlung von zu bewahrender Folklore, sondern ein Vorschlag für lebensklug fundiertes Zeitmanagement. Der Kreuzweg ist dann keine Frömmigkeitsübung, sondern das motivierende Anschauungsbeispiel für die Phasen einer tiefgreifenden Entscheidung. Wallfahrten und Pilgerwege sind dann keine religiösen Events, sondern hochgradig sinnvolle Angebote der Selbstthematization. Kirche ist dann nicht in der City, weil sie die Stadtbenutzer vor irgendwas warnen und bewahren müsste, sondern weil sie nicht verpassen darf, was viele umtreibt. Das »Wort zum Sonntag« ist dann keine trotzig Selbstbehauptung der Kirchen in den Programmblöcken der öffentlich-rechtlichen Sender, sondern eine augenzwinkernd genutzte Chance, auf den eigenen, reich bespielten YouTube-Kanal hinzuweisen. Sozialverbände sind nicht die Mahnung an die politischen Talente von gestern, sondern das Casting für die Talente von morgen. Jugendpastoral ist dann keine Arbeit an der Kirchlichkeit der Jugend, sondern an der Jugendlichkeit des öffentlichen Lebens. Theologiestudium ist nicht das Staunen über

die Gelehrsamkeit einer großen Tradition von gestern, sondern das Vorbereiten auf die große Aufgabe, dieses faszinierende Menschheitswissen für die Moderne neu auszulegen.

Was sich zeigt: Wenn Kirche es schafft, sich selbst im Horizont moderner Säkularität neu zu lernen und in gewissem Sinn neu zu gründen, dann hat sie jede Menge Platz gemacht – sie wird aber auch erkennen, dass sie ganz neue Plätze bekommt. Denn will Säkularität sein, was sie sein soll – nämlich Freiheit –, braucht sie auch Raum für das Angebot religiöser Qualität. Wichtig bleibt dabei: Im neuen, nicht-integralistischen Verständnis ist und bleibt ›Qualität‹ ein Name, den einem die anderen geben. Die Herausforderung liegt darin, das Faszinierende des jesuanisch bezeugten Glaubens so in den öffentlichen Raum hinein zu kommunizieren, dass dieser es als relevanten Beitrag erkennen und nutzen kann.

### **Die Spiritualität einer »Kirche, die Platz macht«: Höflichkeit und Großzügigkeit**

Zuletzt eine Notiz zur typischen Spiritualität einer Kirche, die Platz macht. Die These lautet: Sie wird gebildet aus Menschen, deren Gotteserfahrung sie dazu befähigt und motiviert, »höflich« und »großzügig« zu sein.<sup>16</sup>

Beide Adjektive haben ja Raumbezug. Das Wort »höflich« kommt von Hof; im englischen heißt es »polite« und verweist schon von hierher auf die »polis«, die Sphäre des »zwischen«, wie Hannah Arendt das ausarbeitet. Und das Wort »großzügig« assoziiert große Züge, ausgreifende Landschaften, weitausgreifende Wirkung, könnte man sagen.

Höfliche Leute gewähren anderen um sich herum Raum; großzügige Leute haben Spaß an

der Entfaltung der anderen. Beide Adjektive sind in der christlichen Mystik eher wenig beschrieben. Aber sie sind sehr passend für ein modernes Leben im spatial turn. Salopp gesagt: Landete man wirklich im Baeckerschen Labyrinth, wäre man über nichts erleichterter als über höfliche und großzügige Nachbarn.

Es sind anspruchsvolle Adjektive. Denn beide Gesten bezeugen innere Freiheit. Und beide gehören zusammen: Höflichkeit ohne Großzügigkeit wird lahm; Großzügigkeit ohne Höflichkeit schüchtert ein.

### **Räume eröffnen**

Der geistliche Lehrer Henri Nouwen hat zu diesen raumgebenden Gesten christlicher Spiritualität ein beeindruckendes Buch geschrieben.<sup>17</sup> Er führt aus, dass es möglich sei, von der Einsamkeit zur Stille, von der Feindseligkeit zur Gastfreundschaft und von der Illusion zum Gebet zu kommen. Alle drei Wege sind Raumeröffnungen. »Stille« ist die Entdeckung, dass man in sich einen Impulsraum finden kann, der sich gerade dann öffnet, wenn man das Verlangen nach totaler Erfüllung aufgibt. »Gastfreundschaft« ist die Entdeckung, dass ich dem anderen einen Raum anbieten kann, weil ich mich seiner nicht mehr zur Erfüllung meiner eigenen oft verheimlichten Bedürfnisse bedienen muss. Und »Gebet« ist die Entdeckung, dass Gott eine Raumbeziehung der Ferne anbietet, in der ich paradoxerweise in eine überaus nahe Distanz zu mir selbst und meinen Illusionen komme.

Eine magnetisierende Vision: Eine Kirche, die Platz macht, motiviert und bildet Menschen, höflich und großzügig zu werden – und dies eben nicht in saurer Pflichtethik, sondern als Klugheits- und Glücksprogramm. Diese Kirche verschweigt nicht nur nicht, dass dies ein

Kreuzweg ist, der einem weder die eigenen Abgründe noch die einer Welt erspart, die mir nie ganz genügen kann – sie lehrt sogar aktiv, dass es so kommen wird. Sie erzählt aber auch davon, dass wer so lebt, einen Rückenwind erfährt, den die Kirche Gott nennt und der aber auch jeden schiebt, der diesen Namen nicht zu nennen wagt.

In den leeren Freiheitsraum der Säkularität hinein anbietend zu erzählen, dass man höflich und großzügig leben kann – und wie das geht – und wie schön das ist – und wie nützlich für alle – und dass man da biographische und politische Entdeckungen macht, die einem den Atem rauben – das ist die Aufgabe und der Adel einer Kirche, die Platz macht.

1 Der Text ist die bearbeitete Fassung eines programmatischen Vortrages anlässlich des gleichnamigen Kongresses des ZAP (»Zentrum für angewandte Pastoralforschung«) vom Februar 2017. Hier kann nur die Leitidee ausgeführt werden. Eine größere Publikation zum ganzen Programm einer raumgebenden Pastoral, vor allem aber zu ihren einzelnen Kompetenzen, ist in Vorbereitung.

2 Ein aktuelles Beispiel für den Gestus der pastoralen Kränkung liegt vor mit Thomas Frings, Aus, Amen. Ende? So kann ich nicht mehr Pfarer sein, Freiburg i. Br. 2017.

3 Diese Großthese ist verbunden mit den Namen von Franz-Xaver Kaufmann, Karl Gabriel oder Michael N. Ebertz. Vgl. nur Franz-Xaver Kaufmann, Kirche begreifen. Analysen und Thesen zur gesellschaftlichen Verfassung des Christentums, Freiburg i. Br. 1979.

4 Vgl. ebd., 65–67. Vgl. ausführlicher zum Raumentdenken einer ekklesiozentrisch verkürzten Pastoral Matthias Sellmann, »Christsein in strukturellen Löchern«, oder: Die pastoraltheologische und pastoralplanerische Bedeutung der soziologischen Netzwerktheorie, in: Miriam Zimmer / Matthias Sellmann / Barbara Hucht (Hg.), Netzwerke in pastoralen Räumen. Wissenschaftliche Analysen – Fallstudien – Pastorale Relevanz (= Angewandte Pastoralforschung Bd 4), Würzburg 2017, 69–95.

5 Vgl. Karl Rahner, Theologische Reflexionen zum Begriff der Säkularisation, in ders. (Hg.), Schriften

zur Theologie Bd. VIII, Einsiedeln / Zürich / Köln 1967, 637–666.

6 Vgl. Rainer Bucher, Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindeftheologie. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche, in Matthias Sellmann (Hg.), Gemeinde ohne Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle, Freiburg i. Br. 2013, 19–54; sowie die Debatte ebd., 103–197.

7 Gerade in einer Zeitschrift, die Diakonia heißt, ist an einen wichtigen Akzent wenigstens kurz deutlich zu erinnern: Wenn im Folgenden dafür plädiert wird, den kulturell verfügbaren Raum immer weniger von seiner Geographie und seinen physischen Grenzen her zu verstehen, dann ist zu beachten, dass dies im Armutsraum einer Gesellschaft deutlich anders gilt als im Optionsraum. Armut wird heute wesentlich dadurch definiert, im Sinne des spatial turn eben nicht mobil und konstruktionsmächtig zu sein. Das bedeutet nicht, dass nicht auch im Armutsbereich soziale Konstruktionen wirksam werden. Diakonisch wird es weiter enorm wichtig sein, die konkreten physischen Territorien und ihre realen Widerständigkeiten zu beachten.

8 Als wichtige Protagonistin der These vom konstruierten Raum gilt Martina Löw.

9 Dirk Baecker, Zukunftsfähigkeit | 22 Thesen zur nächsten Gesellschaft, in: <https://catjects.wordpress.com/2013/07/02/zukunftsfähigkeit-22-thesen-zur-nächsten-gesellschaft/> (03.03.2017);

vgl. auch ders., Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt a. M. 2007.

10 Vgl. auch die Trilogie der Raumkrise, das Projekt »Sphären« von Peter Sloterdijk.

11 Eine erste konzeptionelle Annäherung an einen pastoralen Raum der Gelegenheiten bietet das ausführliche »Zukunftsbild« des Erzbistums Paderborn; vgl. Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn (Hg.), Das Zukunftsbild, Paderborn 2014, 76–84.

12 Vgl. Matthias Sellmann, Jugendliche Religiosität als Sicherungs- und Distinktionsstrategie im sozialen Raum, in: Ulrich Kropač / Klaus König / Uto Meier (Hg.), Jugend, Religion, Religiosität. Probleme und Perspektiven der aktuellen Religiositätsforschung, Würzburg 2012, 25–55.

13 Vgl. das »Jahr des Aufatmens« im Bistum Osnabrück; vgl. <http://zu-atem-kommen.de/> (03.03.2017).

14 Der folgende Gedankengang verdankt sich dem beeindruckenden Aufsatz von Knut Wenzel, Gott in der Stadt. Zu einer Theologie der Säkularität, in: ders. / Michael Sievernich (Hg.), Aufbruch in die Urbanität. Theologische Reflexionen kirchlichen Handelns in der Stadt (= QD 252), Freiburg i. Br. 2013, 330–389.

15 Ebd., verweist auf Andreas P. Alkofer, Konturen der Höflichkeit. Handlung – Haltung – Ethos – Theologie. Versuch einer Rehabilitation, Würzburg 2005.

17 Vgl. Henri J. M. Nouwen, Der dreifache Weg, Freiburg i. Br. 1984.

# Diakonia

## Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche

„Diakonia“ ist eine internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche. Mit Fachbeiträgen, Informationen und Anregungen zu allen Bereichen kirchlicher Praxis ist sie seit mehr als 30 Jahren das Forum für Handlungskompetenz, regelmäßige Reflexion und die Entwicklung von Perspektiven. Jedes Heft steht unter einem besonderen Schwerpunktthema.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Ein Jahres-Abonnement oder ausgewählte Hefte können Sie unter [www.herder.de](http://www.herder.de) beziehen. Ebenso haben Sie dort die Möglichkeit, weitere Artikel als Datei im PDF-Format zu erwerben.

Kontakt für Bestellungen und Fragen:

**Verlag Herder GmbH**  
**Hermann-Herder-Str. 4**  
**D-79104 Freiburg**  
**Telefon: +49 761/2717-200**  
**E-Mail: kundenservice@herder.de**